

Ricci

JEAN F. A. RICCI

Mein Schulkamerad Marcel Pagnol

Ich habe Marcel Pagnol im Jahre 1913 im Gymnasium von Marseille kennengelernt, wo wir Schüler der «Première Supérieure» oder «Khâgneux» waren ¹⁾.

Damals gab es für den ganzen Südosten Frankreichs, Korsika einbegriffen, eine «Première Supérieure». Wir waren daher in der großen Mehrzahl «Internes», das heißt Kostschüler, aus Toulon, Nizza, Aix und Korsika. Die meisten von uns verließen ihre Familie und ihren Heimatort zum erstenmal. Wir waren daher ziemlich melancholisch. Pagnol hat dazu beigetragen, daß wir wieder Mut und Unternehmungslust bekamen. Er war damals achtzehn Jahre alt.

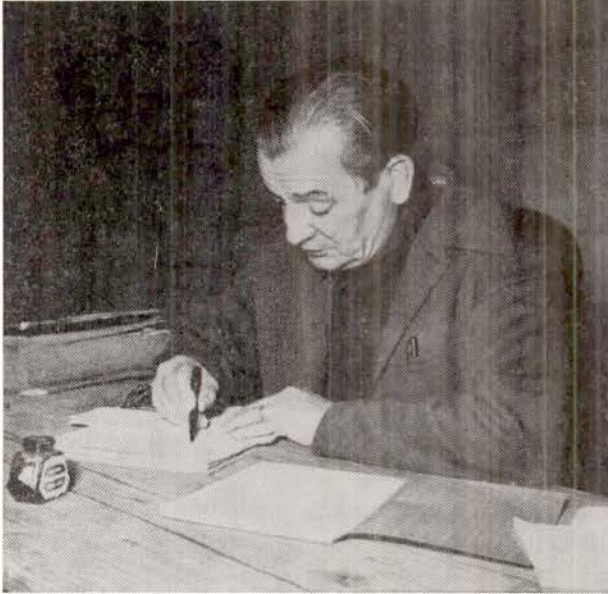
Wir haben nicht sogleich Bekanntschaft mit ihm gemacht: er wohnte nämlich in Marseille und war daher nicht Kostschüler; ich traf ihn anfangs nur im Klassenzimmer, aber schon vorher hatte ich von ihm reden gehört; mein Kamerad, der aus Toulon, sagte mir voll von Bewunderung: «Du wirst sehen! Mit Pagnol unmöglich, traurig zu sein!» Man kann sich vorstellen, wie ungeduldig ich darauf wartete, diese Erfahrung zu machen.

Ich wurde nicht enttäuscht: Pagnol gehört zu den Menschen, die nirgends unbemerkt bleiben; er brauchte nur zu erscheinen, um sofort eine Atmosphäre von guter Laune und guter Kameradschaft um sich zu verbreiten.

Er war ein Junge von mittlerer Größe, sehr dürr und mager. War das sein Temperament? Oder hielt er, wie er uns sagte, eine strenge Diät, um als Boxer in guter Form zu bleiben? Ich vermag es nicht zu sagen; es wird oft Behauptungen Pagnols geben, die ich mit der Gewissenhaftigkeit des Chronisten verzeichne, ohne ihre Richtigkeit beweisen zu können. Dichtung und Wahrheit! Pagnol ist ein Südfranzose, er ist aus Marseille, und das liegt nicht weit von Tarascon; wie Tartarin erzählt er gern Geschichten, die ganz oder teilweise nur in seiner Phantasie erdichtet worden sind; er wird nicht zum Opfer seiner eigenen Erfindungen, und er versucht noch weniger, seine Zuhörer zum Narren

1) Die Première Supérieure ist eine Art Selektta, Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung in die Ecole Normale Supérieure in Paris. Der Spitzname «Khâgneux» kommt von cagneux, was krummbeinig heißt — die Intellektuellen von ehemals waren nicht immer sehr sportlich.





zu halten; er will sie unterhalten, ihnen eine angenehme Stunde bereiten, ebenso wie wir auf dem Theater oder im Kino genau wissen, daß alles nur eine Fiktion ist, aber wir akzeptieren diese Illusion, weil sie uns Spaß macht. Dazu kommt noch, daß diese Erfindungen des Mannes aus dem Süden nicht unnütz sind: Pagnol erzählte gern über jeden von uns Anekdoten, von denen kein Wort wahr war, die aber zum Lachen zwangen und eine sehr

ähnliche und gleichzeitig karikierte Silhouette eines jeden von uns zeichneten, deren psychologische Wahrheit erstaunlich war. Darin zeigte sich schon der künftige Schöpfer von Komödien und Filmen, in denen sich Dichtung und Wahrheit in der Schönheit vereinen.

Nun, er war mager, weil er Boxer war, und er hatte eine gebrochene Nase . . . aus demselben Grunde. Sie war nicht unschön, diese Nase; sie verunstaltete dieses Gesicht nicht, dessen feste Züge die banale Bezeichnung nahelegten: ein Profil wie auf einer römischen Münze. Diese Nase überraschte zuerst: sie hatte in der Mitte einen Höcker und die Spitze hing ein wenig abwärts. Sie schien auch ein leichtes Näseln zu erklären, das sich manchmal in seinem echt Marseiller Dialekt bemerkbar machte. Ich frage mich heute noch, ob diese Nase angeboren oder ob sie, wie Pagnol behauptete, bei einem Boxkampf gebrochen worden war; seine Eltern und Freunde, sagte er, hätten ihn in den ersten Tagen kaum erkannt. (Auf allen Fotos ist dieser Teufel von einer Nase sorgsam retuschiert.)

Jedenfalls hielten wir ihn für einen «hübschen Burschen» — (und wenn man ihm Glauben schenken soll, auch die jungen Damen waren unserer Ansicht) aber sein Ruf als Boxer verschaffte ihm in unseren Augen eine zusätzliche Aureole: wir hätten alle nach dem «antiken» Ideal, das in den Premières Supérieures hoch in Ehren stand, dem Boxsport huldigen wollen (die Seele eines Denkers in einem sportlichen Körper). Einer meiner Kameraden, ein großer Bewunderer Pagnols, schlug ihm eines Tages einen Freundschaftskampf vor; ich sehe noch Pagnol vor mir, sehr ruhig, lächelnd und so selbstsicher, daß er nicht einmal die Jacke ablegte; ihm gegenüber der muskulösere, derbere Korse, der aus allen Kräften mit seinen behandschuhten Fäusten zuschlug; Pagnol wich den Schlägen aus oder fing sie ab, fast ohne sich zu bewegen, und ant-

wortete mit kleinen ironischen Schlägen seiner nackten Hände in das Gesicht oder an den Oberkörper seines Gegners. Er wäre wirklich ein guter Champion im Leichtgewicht geworden.

Warum habe ich mich so lange bei dem Boxer Pagnol aufgehalten? Weil seine Laufbahn sich zum Teil aus dieser Kampflust erklärt; er ist ein Kämpfer wie seine Figuren, Marius, Fanny, Topaze, César; er ist hartnäckig, beharrlich, er versteht «zu nehmen», wie die Boxer sagen, und er siegt doch immer am Ende. Aber niemals nährt dieser Wille zu siegen in ihm ein Gefühl von Zorn, Haß, Neid, Grausamkeit. Niemals habe ich ihn böse oder schlecht gelaunt gesehen. Niemals versuchte er, auf Kosten eines Kameraden einen Erfolg für sich zu erzielen. Nachdem Topaze seinen Gegner Castelbénac niedergeschmettert hat, faßt er gleich den Entschluß, seinem Kollegen und Freund Tamise eine gut bezahlte Stellung zu finden und vergißt dabei auch nicht jene Dame von höchst geringem sittlichem Wert, die, fast ohne es gewollt zu haben, dazu beigetragen hatte, das Glück des «sympathischen Idioten» zu machen.

Wenn man Pagnol nur sah, wurde man Optimist, wenn man ihn hörte, vergaß man alle Sorgen. Er hatte immer die Gabe, sein Auditorium zu packen: wenn er erschien, wurde er zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Mir wurde erzählt, daß in einer kleinen Stadt, in der er «pion» (Hilfslehrer) geworden war, zahlreiche Leute, die ihn überhaupt nicht kannten, sich abends im Café oder vor dem Café, das er damals besuchte, aufhielten, um seinen Gesprächen, Diskussionen, Geschichten zuzuhören, die er mit Schwung von sich gab.

Ich habe versucht, eine dieser Geschichten zu rekonstruieren, was, wie ich glaube, auch die Art erklären wird, in der er sie erfand: wir hatten einen Professor — nennen wir ihn M. Durand — immer sehr korrekt, sehr würdig, schwarz gekleidet, mit sorgfältiger Aussprache und einer gewissen Kühle. Wir haben uns köstlich amüsiert, als uns Pagnol erzählte, daß der brave Mann eine neue Religion gegründet habe, deren Oberpriester er war und an deren ungewöhnlichen Zeremonien seine Frau und seine Kinder teilnehmen mußten. Der Kontrast zwischen dem feierlichen Gehaben unseres Lehrers und den religiösen Exerzitien, wie sie uns Pagnol schilderte, war so stark, daß wir uns des Lachens nicht erwehren konnten. Aber weder er noch wir hörten deshalb auf, dem vornehmen und verehrten Professor mit Achtung und Respekt zu begegnen. Wie hat nun Pagnol seine Histörchen fabriziert?

Zunächst hatte wohl der schwarze Rock des Professors, sein steifer Kragen und die weiße Krawatte in Pagnol (der an der Universität Englisch studiert hatte und ziemlich fließend englisch sprach) die Vorstellung eines clergyman erregt (unser Lehrer war übrigens, glaube ich, Protestant). Nun gab es auch in Marseille einen protestantischen Pastor, der ebenso hieß wie M. Durand. Man kann ahnen, was in Pagnols Kopf vorging: er stellte sich zunächst vor, unser Professor sei mit dem Pastor identisch und halte, wie viele protestantische Seelsorger, den Gottesdienst in seinem Hause ab. Aber diese Vorstellung hatte nichts Erheiterndes, Pagnol ging also weiter — der M. Durand seiner Einbildung wurde zum Gründer einer neuen Sekte mit neuen Riten; das mußte er

nur noch ausmalen, und das verstand Pagnol ausgezeichnet. Wir wußten gut, daß alles nicht wahr war, aber es war so komisch und so durchaus möglich, obwohl es nicht wahr war! Und nachher schien uns unser Professor vertrauter und wir achteten und liebten ihn noch mehr.

Die Jahre im Gymnasium und seine Professoren haben Pagnol stark beeinflußt: er bewahrte seinem Professor des Französischen eine dauernde Zuneigung, obwohl Pagnol niemals von ihm recht verstanden wurde, auch nicht nach seinen ersten Erfolgen auf der Bühne; er sagte vom neugebackenen Mitglied der Académie Française Pagnol: «Er ist auf Abwege geraten.» Wie man mir sagte, träumte Pagnol noch jahrelang davon, seine früheren Mitschüler zu einem Bankett unter dem Vorsitz dieses Professors einzuladen, der inzwischen aber gestorben ist.

Eines Tages mußte Pagnol während des Vortrages des Philosophieprofessors schrecklich gähnen, worüber der Lehrer sein Erstaunen äußerte; ich habe Pagnol nie so verzweifelt gesehen: nicht nur, daß er sich beeilte, unseren Lehrer um Entschuldigung zu bitten, auch später, uns gegenüber, vor denen er doch hätte prahlen können, sagte er sehr demütig, das Gähnen sei wirklich unwiderstehlich über ihn gekommen und er bedauere von ganzem Herzen, dem ausgezeichneten M. Segond Kummer verursacht zu haben. (Um die Wahrheit zu sagen: ob Pagnol sich für die Kantsche Philosophie, die damals gerade vorgetragen wurde, besonders interessiert hat, bleibt wohl zweifelhaft.)

Er arbeitete nicht sehr viel und dachte nicht daran, in die Ecole Normale Supérieure einzutreten, aber er besuchte die Vorlesungen pünktlich. Topaze ist der zum Professor gewordene Pagnol selbst.

Ich weiß nicht, wo er eine Privatschule wie die Pension Muche kennenlernen konnte (ich war eine Zeitlang in Marseille in einer Schule dieser Art, Pagnol besuchte mich dort einige Male und konnte so Unterlagen sammeln; ich bin überzeugt, daß er aus Topaze und Tamise keine staatlichen Lehrer machen wollte, um ihr Elend und das Unverständnis ihrer Vorgesetzten bis zur Karikatur übertreiben zu können). Topaze und Tamise sind Typen jener Lehrer und Aufseher, denen er in den Gymnasien und Colleges begegnen konnte, die er als Schüler, Lehrer und Hilfslehrer besuchte. Wie er sie liebt! Beide besitzen die berufliche Gewissenhaftigkeit, die den französischen Pädagogen auszeichnet, der seine Amtspflichten, koste es, was es wolle, erfüllt, mögen sie noch so langweilig sein, wie zum Beispiel die Korrektur von Aufgaben, der neue Unterrichtsmethoden erfindet, der nicht nach Geld strebt und sich der Ehrenzeichen für unwürdig hält (der Ehrenlegion, von der jeder gute Franzose besessen ist). Es gibt keine schönere Lobrede auf die französische Universität als das Stück von Pagnol: und wenn Topaze und Tamise die Alma Mater verlassen, dann — wie Pagnol meint — deshalb, weil Lehrer von diesem Wert nach ihren Verdiensten behandelt werden müssen; man müßte sie mit Gold und Belohnungen bedecken; damit ihnen Gerechtigkeit werde, muß er sie ihren Beruf aufgeben lassen. Denn, nach Ansicht Pagnols, ist der geringste unserer Lehrer ein Mann der Elite. In eine mißliche Lage versetzt, die Intelligenz, Wissen, Scharfsinn,

Geist, Entschlußkraft verlangt, zeigt er sich immer auf der Höhe der Umstände und sticht einen Mittelmäßigen wie Castelbénac aus. Das ist — teilweise wenigstens — die Lebensgeschichte von Pagnol selbst: er ist erst ein ganzer Mann geworden, nachdem er seinen Lehrstuhl verlassen hatte, aber er hat sich das Heimweh nach diesem Milieu bewahrt, in dem so viele Kollegen ehrenhaft, bescheiden, gewissenhaft und erfindungsreich leben.

Und seine Berufung als Dichter und Dramatiker? Ich gestehe, von uns hat niemand an sie geglaubt. Studenten zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren schreiben oft Verse, Theaterstücke und Romane, aber die meisten von ihnen machen sich keine Illusionen über den wirklichen Wert ihrer Hirngespinnste und verlassen die Muse, sobald sie ins Leben eintreten. Pagnol, er hat immer an sich geglaubt, er fühlte sich als guter Dichter (wie er sich als guter Tenor fühlte, der — wie er sagte — an der Großen Oper mit seinem hohen C in *Wilhelm Tell* Karriere machen könnte). Er hat schon vor seinem zwanzigsten Lebensjahr viel geschrieben, und ich durfte Proben seiner Lyrik und seiner Prosa lesen.

Wir fanden seine Arbeiten sehr nett, aber wenn man uns von der Académie Française gesprochen hätte, wären wir in die Luft gegangen. Ich sehe noch ein Schulheft vor mir, das er mir geliehen hatte: es war eine große Tragödie in drei Akten und in Versen *Catull*; Pagnol gab vor, ein Theaterdirektor habe sie bereits angenommen, und er selbst flirtete mit der Schauspielerin, die die Hauptrolle spielen werde. Catull ist der Dichter, der eine unbeständige Frau liebt; sie hat ihn verlassen, weil das Leben an seiner Seite eintönig war; er leidet, wünscht ihre Rückkehr, sie kommt zurück und das Paar verlebt berauschte Tage; aber dann überfällt sie wieder die Sehnsucht nach dem «Anderswo» (wie Marius), sie muß einen anderen lieben, aber unvermutet verläßt sie diese Liebe . . . und Catull; der stellt, nicht ohne Naivität, am Ende des zweiten Aktes fest: «Das war das dritte Mal.» Es ist auch das letzte Mal: Catull stirbt sanft aus Kummer, und seine letzten Augenblicke verschönt die Vielgeliebte, als Geist, Vision, als tröstende Muse.

Das alles ist sehr romantisch, rührend, jung, unwirklich. Und deshalb konnten wir die späteren Erfolge Pagnols nicht vorhersehen: seine Art, soweit wir sie damals kannten, strebte nach einem sehr «edlen» Ideal, nach romanhaften Gefühlen, gepflegter Form, gefeilter Sprache in schönen klassischen Versen; wäre Pagnol auf diesem Weg geblieben, wäre er der Dichter eines literarischen Zirkels geworden und hätte Gedichtsammlungen für wenige eingeweihte Leser veröffentlicht; aber er wollte, was wir nicht ahnen konnten, später das große Publikum gewinnen, und dazu mußte er seine Art von Grund auf ändern — von dieser «Popularisierung» seiner Muse wußten wir nichts.

Er entwickelte indessen in dieser Zeit einen, bei einem Dichter seltenen praktischen Sinn: er unternahm mehrfache Versuche, eine literarische Zeitschrift herauszugeben und am Leben zu erhalten, in der seine Prosa und seine Lyrik einen großen Raum einnahmen. Er brachte uns Nummern und verlangte, daß jeder eine kaufe. Ich muß gestehen, daß das manchmal recht hart für uns

war. Unsere Eltern schickten uns wenig Geld, und wir mußten es ausgeben, um diese Zeitschrift zu bezahlen, während es doch vollständig genügt hätte, ein Exemplar unter uns zirkulieren zu lassen; aber dann wäre die Zeitschrift eingegangen (was übrigens dann doch geschah), und wir liebten Pagnol zu sehr, um ihm Kummer zu machen.

Catull und Topaze sind zwei Träumer; Pagnol, der junge Anfänger, tröstete sich über die Verdrießlichkeiten des Lebens, indem er sich in imaginäre Abenteuer flüchtete, die ihm das gaben, was er wünschte (und er erhielt es später wirklich: Geld und Ehren). Aber welcher Unterschied zwischen Catull und Topaze: die Tragödie in Versen und in hohem literarischem Stil hatte nicht die geringste Aussicht, die Begeisterung eines großen Publikums zu erwecken; Topaze dagegen schien ein karikiertes Abbild, für jedermann verständlich (wie Molière oder Jules Romains' *Knock*); diese neue Form brachte Pagnol den Erfolg, denn alle Welt hatte Topaze im Theater oder im Kino gesehen, und das Wort «Topaze» ist in Frankreich zu einem Sprichwort geworden, das ein pflichtvergessenes Gemeinderatsmitglied bezeichnet (obwohl Topaze kein Gemeinderatsmitglied ist). Dieser sehr plötzliche Übergang vom Idealismus zum Realismus zeigte sich noch darin, daß Pagnol das Milieu von Marseille, das er so gut kannte, auf die Bühne brachte, die köstlichen Gespräche, die Dynamik eines César, die so echt sind für den, der in Marseille gelebt hat, das Relief der weiblichen Figuren; wie hätten wir vorhersehen können, daß das Publikum von ganz Frankreich noch einmal, nach Alphonse Daudet, sich für den provenzalischen Süden begeistern würde?

Ich habe die kürzlich erschienenen Memoiren²⁾ Pagnols nicht lesen wollen, sie behandeln nicht die Zeit, die ich geschildert habe; und ich möchte nicht Gefahr laufen, meine persönlichen Erinnerungen mit den Enthüllungen meines alten Kameraden zu vermischen. Vielleicht werden Sie, lieber Leser, wenn Sie diese wenigen Seiten mit der Autobiographie Pagnols vergleichen, zur Ansicht kommen, daß er mir keine großen Dinge enthüllt hat. Erinnern Sie sich an den schüchternen, verschämten, träumerischen, schweigsamen, in sich selbst zurückgezogenen Marius, der davon träumt zu flüchten und niemandem etwas davon sagt. Ebenso Pagnol.

Was sagte er mir schon von seiner Familie, seinem Vater (über den er scheinbar in seinen Memoiren so viel erzählt), von seiner Mutter, seinen Brüdern und Schwestern, seinen Freundschaften und seinen Liebschaften? Er rühmte sich oft seiner Erfolge bei Frauen (ohne genaue Angaben), spielte auf sexuelle Dinge an, in guter südlicher Art, die an diesen Dingen keinen Anstoß nimmt, aber er hat uns sicher intime Einzelheiten verschwiegen. Und das ist sehr provenzalisch: viele Leute sind überzeugt, der Marseiller sei ein geschwätziges Wesen, das nach einer Bekanntschaft von fünf Minuten jedem sein ganzes Leben und seine geheimsten Gedanken erzählt; das ist ein Irrtum! Der Fluß

2) Die beiden ersten Bände der Jugenderinnerungen Marcel Pagnols: *La Gloire de mon Père* und *Le Château de ma Mère* sind im Verlag Pastorelly, Monte-Carlo, erschienen.

der Rede dient ihm dazu, den Grund seiner Seele zu verbergen; in Wirklichkeit vertraut er sich Fremden nicht leicht an, er hat sein «geheimes Gärtchen», das er keinem öffnet, er mißtraut dem Fremden, das heißt dem Nicht-Marseiller, der mit dem Akzent von Paris oder Lyon spricht. Er ist sensibel und daher empfindlich: wenn Sie ihn zum besten haben, wird er freundlich lachen, aber er wird ihnen auch grollen. Sprechen Sie nicht von seinem Akzent, von seinen «Galejaden» oder «Tartarinaden», Sie würden ihm Kummer bereiten.

So war auch Pagnol. (In Parenthese: es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Marseiller und einem Mann aus Toulon oder Nice.) Als ich im Rundfunk seine Antrittsrede in der Académie Française hörte, habe ich betroffen festgestellt, wie ängstlich er sich bemühte, seinen südlichen Akzent zu vermeiden, als ob er sich seiner schämte. Hat ihn sein außergewöhnlicher Erfolg verändert? Ist er der gute Junge von früher geblieben? Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Adieu, Pagnol! Unsere Generation hat viel durchgemacht: viele sind im Krieg gefallen, übrig geblieben sind ein paar bescheidene, in der Provinz verstreute Beamte; keiner von uns hat einen Erfolg errungen wie Pagnol. Er hat der Welt eine Botschaft gebracht, wo sich die Université française und die Stadt Marseille, in der es sich so gut leben läßt, vereinen. Wie es auch sei, seine in allen Weltsprachen übersetzten Werke verdanken manches der kleinen Gruppe junger Leute in dem Klassenzimmer des Gymnasiums in Marseille, in dem unser Schulkamerad seine ersten Bewunderer fand und seine ersten Erfolge erlebte.

(Übersetzt v. F. O. H.)

